

A. Limbrunner

Tumoresken

Am Rande der Lebenszeit



falter im Verlag Freies Geistesleben

falter 48

Alfons Limbrunner

Tumoresken

Am Rande der Lebenszeit

Verlag Freies Geistesleben

Hanne gewidmet

I. Auflage 2017

Verlag Freies Geistesleben

Landhausstraße 82, 70190 Stuttgart

www.geistesleben.com

ISBN 978-3-7725-4269-5 (PDF)

© 2017 Verlag Freies Geistesleben

& Urachhaus GmbH, Stuttgart

Gestaltung & Satz: Bianca Bonfert

Umschlagfoto: Catalenca / Photocase

Inhalt

Vorweg: Tumoresken?	7
Übermorgen	11
Spiel auf Zeit	15
Metastasenwald	17
Suchttalent	19
Niemandsländ	23
Bauchweh	27
Der Suchende	29
Finsternisse	31
Es ist, was es ist	37
Traummeldungen	47
Gastmahl	49
Russisches Gelage	53
Lesen	57
Querfeldein	63
Unaufgeräumtes	67
Eichbaum	69
Glück	71
Lebenstreppe	77
Weinen	79
Lebendige Heilmittel	83
Bachs Kantaten	87
Schütze die Flamme	91
Novalis	93
Heiterkeit	95
Mars	99

S. N.	101
Arbeit und Struktur	107
Wunden	109
Gutmensch	113
Lebenskunst	117
Falsch gedacht	121
Weg und Ziel	129
Schicksal	131
Warten	135
Mitleid	137
Hände	141
Sarmatien	145
Lachender Tod	151
Gemeinschaft mit	
den Toten	155
Einübung der	
Abwesenheit	159
Heckenbraunellen	161
Vertrauen	165
Tapfer sein	171
Kindertotenlied	175
Unsterblichkeit	179
Sirius	183
Nachtrag	189
Literatur	193
Nachweise	197

Vorweg: Tumoresken?

Hat man je so etwas schon einmal gehört, dass in einer vierköpfigen Familie zwei Mitglieder fast zeitgleich an Krebs erkranken!? Zuerst Jan, vierzig Jahre alt, mit einem Non-Hodgkin-Lymphom. Dann, drei Monate später, ich, Alfons, siebzig Jahre alt, mit einem Adenokarzinom der Lunge.

Im Frühling 2015, ein Jahr danach, dachten wir zwei, nun sei die Zeit gekommen, aus der Sprachlosigkeit hinauszutreten, und planten als Selbsttherapeutikum ein gemeinsames Schreibprojekt. Kern dabei war, dass jeder – auf seine ihm gemäße Weise – über die eigene Erkrankung und die damit verbundenen Erfahrungen, aber auch über die des Vaters beziehungsweise des Sohnes schreiben wollte. Jans Krebs nahm ihm allerdings überraschend schnell die Kraft für dieses Vorhaben.

Und so realisierte ich das Projekt, das einige Zeit nach Jans Tod ein Ende fand, in veränderter Form allein. Das Geschriebene ist nicht – neben der steigenden Zahl an Krebserkrankungen und den damit verbundenen detaillierten Erfahrungsberich-

ten – als Pathografie zu verstehen, obgleich natürlich Elemente davon enthalten sind. Es handelt sich auch nicht um einen zusammenhängenden Text oder gar chronologische Tagebucheintragungen, sondern vielmehr um sich überlagernde und überschneidende Erlebnisse, Gedanken, Gefühle und Reflexionen, die einen scheckigen Weg querfeld-ein ergeben. Vermischtes also, Objektives und noch viel mehr Subjektives, Tages- und Nachtzustände, Lyrisches, Gewünschtes und Gebetetes, Trauriges und, ja, das auch, Schönes.

Die kurz gehaltenen Kapitel beginnen oft genug beim Verfasser, bleiben dort aber nicht stehen, sondern versuchen, das Wahrgenommene und Widerfahrene in einen sozialen, überpersönlichen Zusammenhang zu bringen. Einige Themen haben mich inhaltlich schon früher in allgemeiner Form beschäftigt – jetzt aber stehen sie in existenzieller Verbindung mit mir, aber auch damit, wie sie andere krebserkrankte Menschen betreffen können. Das, was ich über meinen Schicksalsgefährten berichte, dürfte, bei aller Zurückhaltung, in seinem Einverständnis sein.

Über Biografisches und Persönliches zu berichten, das sich auf den Zusammenhang mit der

Erkrankung und ihren Folgen beschränkt, ist ein Balanceakt. Letztlich aber geht es bei alledem um den Versuch eines in die Enge getriebenen Lebens, neben dem, was die Krankheit diktiert, das Hilfsmittel des Schreibens zu nutzen. Ein Rettungsring auf Zeit. In der Sprache moderner Psychologie nennt sich das Resilienz, das heißt, die seelische Kraft und Widerstandsfähigkeit zur Bewältigung einer existenziellen Erschütterung zu finden. Denn das sichernde, illusionäre Gefühl von Stärke und Gesundheit ist einer neuen, doppelten Erfahrung der Zerbrechlichkeit, Ohnmacht und Todesnähe gewichen.

Wenn Jan und ich das Ganze schon im Vorfeld sprachspielerisch Tumoresken nannten, so deswegen, weil wir der Heiterkeit und dem Humor noch nie abgeneigt waren, aber die Fähigkeit dazu immer wieder, spätestens in diesen Zeiten, aus den Augen verloren. Zudem ist das, was unserer Familie widerfuhr, doch auch in gewisser Weise aber- und irrwitzig.

Erlangen, im Herbst 2016

Alfons Limbrunner

«Ich traue dem Frieden nicht.»

Übermorgen

Übermorgen ist wieder einer dieser Tage, auf die ich hinlebe. Belehrt über mögliche Folgen und gegen Unterschrift, lege ich mich für etwa zehn Minuten in die Röhre für eine Computertomografie und lasse mich ganzkörperdurchleuchten. Eine Stunde später wird mir der Arzt anhand der Bilder zeigen, ob der Wechsel in der Behandlung meines Lungentumors Erfolg verspricht. Meine Gedanken fixieren sich auf diesen Tag hin. Was wird sein, wenn ... ? Wenn sich die vielen winzigen Punkte, Metastasen, in meinem Luftorgan vermehrt haben? Wenn der Pegel des Ergusses in der Lunge nicht zurückgegangen ist? Wenn die Gewächse, die Tumorzellen, übersprungen sind? Auf den Bauchraum? Auf das Hirn?

Meine innere Stimme beruhigt mich: So wie ich mich fühle, körperlich und seelisch, glaube ich, hoffe ich, dass zumindest nicht wieder eine Verschlechterung eingetreten ist. Fast ein Jahr lang habe ich tagtäglich, meist morgens um 7 Uhr, nüchtern eine Tablette geschluckt. Die blauen Pillen ha-

ben den nicht heilbaren Tumor in Schach gehalten. Alle nur möglichen und im Beipackzettel beschriebenen Nebenfolgen stellten sich ein: Akne um die gerötete Nase und auf der Stirn, schwere Akne an den Unterarmen und Oberschenkeln, Nagelbettentzündungen, Durchfälle. Zwar gingen mir meine ohnehin dünn gewordenen glatten Haare nicht aus, aber ihr Wuchs veränderte sich zum Fell eines Karakulschafes, wie es in den Steppen Usbekistans weidet. Als alter, abgewirtschafteter Gebrauchtwagenhändler mit misslungener Dauerwelle komme ich mir vor, der in einem Verschlag mit dem Schild «open» residiert.

Dann wurde die Luft wieder ein klein wenig knapper, die Stimme belegter, latenter trockener Reizhusten: Tablettenende, das Medikament hat seinen Dienst getan. Therapiewechsel. Jetzt die übliche, klassische Tour: Chemotherapie im dreiwöchigen Rhythmus. Die Folgen des ersten Durchgangs waren hart: Übelkeit, Erbrechen, Nasenbluten, Entzündungen an den Augen und diversen Schleimhäuten. Die zwei weiteren Behandlungen mithilfe des Ports, einer runden Metallkapsel unter der Haut der rechten Brust, habe ich ganz passabel vertragen. Aber ist das ein gutes Zeichen? Müsste

ich mich nicht elender fühlen als Zeichen der Wirksamkeit? Ich traue dem Frieden nicht.

Übermorgen also werde ich wieder – im besten Sinne des Wortes – ein gläserner Patient sein. Im Gesicht des inzwischen vertrauten Arztes, der sich die Aufnahmen immer schon vorher anschaut, suche ich Zeichen für das, was er mir hernach mitteilen und auf den Bildern zeigen wird. Dann werde ich gebannt in mein Inneres hineinschauen. Übermorgen ist wieder einer dieser Tage ...

*«Demut und Dankbarkeit
sollten das Gebot der Stunde
sein.»*

Spiel auf Zeit

Heute ist der Tag, der vorgestern übermorgen war. Die Bilder, die mir der Arzt erklärt, sagen: teils, teils, fifty-fifty, nicht schlecht, aber auch nicht wirklich gut. Einige der unzähligen Punkte, das zeigt der Vergleich der Luftbilder meiner Lunge, sind verschwunden, einige sind minimal größer geworden. Der Erguss in der Lunge ist nach wie vor da. Und so ähnlich habe ich es eingeschätzt und gefühlt. Wenn ich bei kleineren Anstrengungen auf meinen Atem achte, im Ruhezustand, beim Liegen, winzige, zarte Geräusche in den Bronchien registriere oder husten muss. Das lernt man bei Krankheiten der heftigen Sorte: Genau in sich hineinzulassen, wachsam zu sein für Veränderungen. Eingebildetes, Selbsttäuschungen und Gehofftes eingeschlossen.

Fakt ist: keine wirkliche Besserung durch die drei bisherigen Behandlungen. Es ist ein Auf-der-Stelle-Treten, aber immerhin ist's nicht schlimmer geworden. Der Arzt sagt, wir sind auf dem richtigen Weg, wir machen nächste Woche weiter. Außerdem

spiele er bei mir ohnehin nur «auf Zeit». Zudem glaubt er, dass schon im nächsten Jahr mit verbesserten Medikamenten zu rechnen ist.

Demut und Dankbarkeit sollten das Gebot der Stunde sein. Aber nein, denn was tue ich? Ich trinke aus Enttäuschung und Frustration das, was ich die ganze Zeit über meide, eine ganze Flasche Grünen Veltliner.

Metastasenwald

Begonnen hatte es um Pfingsten mit einem nicht mehr zu überhörenden trockenen Reizhusten und einer stark belegten Stimme. Im nicht beginnen wollenden Frühling ging es vielen anderen Menschen in meiner Umgebung ähnlich. Sie husteten, waren grippig, klagten, fühlten sich kraftlos. Nach drei Wochen ging ich zum Hausarzt, der mich röntgte. Das Bild interpretierte er als Verdacht auf TBC. Er müsse mich sofort in die Uni-Klinik einweisen und könne es von seiner ärztlichen Pflicht her nicht verantworten, mich morgen zu einem wichtigen Gespräch nach München fahren zu lassen. Außerdem sei der Verdacht auf TBC meldepflichtig. Meine Einweisung erfolgte noch am gleichen Tag über die Notaufnahme. Die junge Schwester im Erstkontakt näherte sich mir ängstlich mit spitzen Fingern. Ohne genau zu wissen, wie mir geschah, lag ich isoliert in einem Zimmer mit Warnhinweis an der Tür. Schwestern, Pfleger und Ärzte näherten sich mir mit Schutzanzügen.

Was war das für ein Zustand, in dem ich mich

befand? Habe ich überhaupt an etwas gedacht? Höchstens wirre Fetzen: TBC! Ich und eine TBC? Wie äußert sich ein Schock? Indem man im Bett liegt und an die Decke starrt, nicht in der Lage ist, Gedanken zu fassen oder gar zu kontrollieren. Fantasien von Lungensanatorien, ausgemergelten und hohlen Gesichtern, monatelang in Decken eingehüllte Kranke in Liegestühlen vor großem Bergpanorama. Allerdings ganz ohne das Personal des Zauberbergs. Ich, der sich ein Leben lang gesund fühlte, der sich seit Jahrzehnten viel bewegt, joggt und radelt, nicht mehr raucht, moderat Alkohol trinkt und sich ausgewogen ernährt. Aber freilich war das nicht immer so. Es gab auch andere Phasen.

Und dann die Nachricht aufgrund der Bronchoskopie: keine TBC, aber Lungenkrebs, ein kleinzelliges Adenokarzinom. Ein Metastasenwald in mir. Na servus!

Suchttalent

«Adenokarzinom, Z. n. Nikotinabusus», so lautet die Diagnose. Ja, die Sache mit dem Rauchen. Mit ungefähr sechzehn Jahren begann meine zunächst heimliche Karriere als Zigarettenbürscherl. Mitte vierzig war dann Schluss. Damals, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, schien es mir so, dass fast alle qualmten. Na ja, nicht fast alle, jedenfalls ziemlich viele. Wir Raucher dachten uns damals absolut nichts dabei, zündeten uns eine Stuyvesant an, und der Duft der großen weiten Welt umfing auch uns. Zehn bis zwölf Zigaretten waren es am Ende, die ich im Durchschnitt täglich konsumierte. Nein, keine Million filterlose blaue Franzosen, wie etwa der kürzlich an Lungenkrebs verstorbene Regisseur Helmut Dietl. Gelegenheitsraucher war ich dann allerdings auch danach, wenn ich im Osten und Südosten Europas unterwegs war. Für meinen Freund und Kollegen M. und mich galt dann die Devise: Let's have a good smoke and a hot cup of coffee. So ungefähr wie im Kiosk-Dialog zwischen Bruno Ganz und Peter Falk in *Der Himmel über Berlin*.

Aber, schon klar, inzwischen hat sich's längst herumgesprochen, was Forscher bereits Mitte der Fünfzigerjahre in den USA nachwiesen: Rauchen kann tödlich sein. Der deutsche Krebsatlas teilt mit, dass jährlich über 121.000 Menschen am Tabakkonsum sterben. Lungenkrebs gehört in Deutschland zu den häufigsten Krebsarten. Pro Jahr erkranken rund 33.000 Männer – davon sind beziehungsweise waren ca. 90 Prozent Raucher – und 15.000 Frauen – davon sind oder waren ca. 65 Prozent Raucherinnen. Damit ist Lungenkrebs die dritthäufigste Krebserkrankung, nach Prostata- und Darmkrebs bei Männern respektive nach Brust- und Darmkrebs bei Frauen.

Eine Studie von Finanzwissenschaftlern besagt, dass Raucher der Gesellschaft Geld sparen helfen. Sie entlasten Sozialkassen und Steuerzahler in Deutschland um etwa 36 Milliarden Euro. Die höhere Sterblichkeit – männliche Raucher sterben ungefähr fünfeinhalb, weibliche Raucherinnen vier Komma vier Jahre früher als Nichtraucher und Nichtraucherinnen – würde nach deren Hochrechnungen eher zu einer finanziellen Entlastung als zu einer Belastung der Gesellschaft führen. Allein aus Kostengründen lasse sich eine weitere Erhöhung